
**DEUTSCHLAND
IM HERBST.
IMPRESSIONEN AUS
EINEM SICH
WANDELNDEN LAND**

KÄTHE JOWANOWITSCH

Es gibt Spätsommertage, die riechen nach Herbst. Der 11. September 1989 war so ein Tag. Auf der Fahrt von München über Wien nach Belgrad höre ich im Autoradio die Nachricht, dass Ungarn seine Grenze zu Österreich öffnet. Was im Mai mit einzelnen Löchern im „Eisernen Vorhang“ begann, endet in einem Akt der Totaldemontage. Während ich an Sonnenblumenfeldern vorbei Richtung Budapest fahre, kommt mir eine Kolonne von Trabis, Skodas und Wartburgs entgegen. Kein Zweifel: Die Grenze zwischen Ost und West ist geschleift.

Noch wird es Wochen dauern, noch stehen die großen Demonstrationen aus, noch muss die Diplomatie auf Hochtouren laufen - bis am 9. November in Berlin die Mauer fällt. Deutschland im Herbst: Es ist nicht das erste Mal, dass der 9. November Geschichte schreibt. 1918 wird an diesem Tag die Republik ausgerufen. Am 9. November 1923 versucht Hitler in München zu putschen. 1938 brennen in der Nacht vom 9. auf den 10. November Synagogen und jüdische Geschäfte. Nun wird sich auch der Anfang vom Ende der deutsch-deutschen Teilung mit diesem Datum verbinden.

**ZWISCHEN FREUDENTAUMEL
UND KATERSTIMMUNG**

Wenn ich mich an den Herbst '89 erinnere, konnte damals alles nicht schnell genug gehen. „Wir sind ein Volk!“ skandierten die Ostdeutschen die Einheit herbei. Noch im November preschte Helmut Kohl mit seinem „Zehn-Punkte-Programm“ zur Wiedervereinigung vor. Die Idee von zwei deutschen Staaten schien sich binnen weniger Wochen in Luft aufzulösen. Tatsächlich dauerte es nicht einmal elf Monate, bis der Einigungsvertrag am 3. Oktober 1990 in Kraft trat - elf Monate, in denen Euphorie und Skepsis sich abwechselten, in denen die

einen vor den unkalkulierbaren Kosten und die anderen vor allzu bedachtsamem Zögern warnten. Zahlenspiele hatten damals Hochkonjunktur: Wieviel Ostmark sind eine D-Mark? Wie marod ist die Ostwirtschaft wirklich? Wer profitiert von wem? Dann kam der Herbst - Zeit also, die Ernte einzufahren. Die DDR wurde zum „Beitrittsgebiet“. Die Illusion vom selbständigen Staat zerstob wie die Blätter im Wind.

DIE UNSICHTBARE MAUER

Zehn Jahre danach: Was ist aus dem Experiment „Beitritt“ geworden? Dass es misslungen sei, würde keiner ernsthaft behaupten. Doch ist es deshalb rundum geglückt? Trotz großem Tamtam wirkten die Feiern zum 3. Oktober seltsam verhalten. Von den „blühenden Landschaften“, die Helmut Kohl 1990 den Brüdern im Osten vollmundig verhielt, ist bis heute nur wenig zu sehen. Auch er selbst, einst als „Kanzler der Einheit“ gepriesen, hat längst seine Strahlkraft verloren. Zu tief ist er in den Spendenskandal seiner Partei verstrickt.

Deutschland im Herbst 2000 - das ist ein noch immer gespaltenes Land. Viel zu unterschiedlich war das Erlebnis der Einheit, als dass die Wende hätte Identität stiften können. Die DDR ging 1990 titanisch unter. Mit dem Politbüro und der „Stasi“ verschwand alles, was den Alltag im Osten 40 Jahre lang prägte - kein HO-Laden blieb, keine Poliklinik und kein Parteitagbeschluss. Für die Westdeutschen hatte sich 1990 dagegen nur wenig geändert. Sie rieben sich erst dann überrascht die Augen, als sie begriffen, dass

die Wiedervereinigung zum Nulltarif nicht zu haben war.

Das Ungleichgewicht ist bis heute zu spüren - nicht nur in der Ökonomie, sondern auch im Selbstverständnis der Menschen. Trotz des gestiegenen Wohlstands fühlt sich ein Fünftel der Ostdeutschen in der BRD noch immer nicht voll integriert. 16 Prozent wünschen sich gar die alte DDR zurück. Umgekehrt hat sich die Mehrheit der Westdeutschen bis heute damit begnügt, die Ex-DDR als „Problemzone“ zu sehen.

LEITKULTUR UND MULTIKULTI

Wer vor zehn Jahren glaubte, dass sich im Begriff der Nation die Unterschiede zwischen Ost und West aufheben würden, sieht sich getäuscht. Zwar hat die Wiedervereinigung dem nationalen Bewusstsein Auftrieb gegeben. Gleichzeitig aber hat sie den Streit über die kollektive Identität neu entfacht.

Nach der Auseinandersetzung über das nationale Erinnern ist er in diesem Herbst in eine neue Runde gegangen. Der Ton ist schärfer geworden; die Trennlinie zwischen den Kontrahenten verläuft keineswegs mehr parallel zur früheren deutsch-deutschen Grenze. Anlass war die Debatte über die längst fällige Regelung der Zuwanderung nach Deutschland. Seitdem steht das Wort „Leitkultur“ drohend im Raum. Der CDU-Politiker Friedrich Merz hat es geprägt. Was es bedeutet, darüber zerbrechen sich Legionen von Politikern und Feuilletonisten den Kopf. So schwammig der Begriff auch sein mag - seine Befürworter lassen keinen Zweifel daran, dass sie mehr damit meinen als den „kleinsten

174

gemeinsamen Nenner" der Deutschen. An der „Leitkultur" soll sich nicht nur die Assimilation der Einwanderer orientieren. Sie ist Norm und Ideal zugleich.

Bisher ist jeder Versuch, den Begriff mit Inhalt zu füllen, kläglich gescheitert: Bratwurst statt Döner? Grimms Märchen statt Disney? Multikulti ade? Wer den gesamtdeutschen Alltag kennt, ahnt, dass der Begriff der „Leitkultur" eine Chimäre ist, ein Kunstprodukt, um eine Leerstelle im nationalen Bewusstsein zu füllen. Keine Chimäre ist hingegen die wachsende Gewalt der Rechtsextremisten. Was wäre, wenn der Widerstand, der sich dagegen im Osten und Westen formiert, die Keimzelle wäre für das im Jahr 11 nach der Wiedervereinigung so schmerzlich vermisste Gemeinschaftsgefühl? Vielleicht könnten dann die Lichterketten, mit denen man hierzulande seit Jahren gutgläubig, aber vergeblich gegen Fremdenfeindlichkeit protestiert, den Herbst in Deutschland tatsächlich erhellen.

Käthe Jowanowitsch arbeitet als freie Journalistin in Deutschland. Von 1986 bis 1991 war sie Lektorin an der Philologischen Fakultät der Universität Belgrad.